

Berglied [Fortsetzung]

Autor(en): **Rovetta, Gerolamo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574592>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

denn die ‚Zigeunerin‘ so erboßt? Geht mich Regina mehr an als meine eigene Schwester? Du denkst zu viel an sie, warf ich mir vor. Wenn ich daheim ein Pflaster in die Büchse strich, um armen Patienten die Apotheke zu ersparen, oder wenn ich Verbandstoff zusammenwickelte, es ist wahr, dann fiel mir immer Regina ein, wie sie in einem Silberlöffel Butter schmolz und damit dem halberwürgten Theodor das Herz einrieb, oder ich sah, wie sie die blaue Krampfadern des Gemahls mit einer weichen Wadenbinde in den schönsten Schleifen

umwand. Was ich braute und schäufelte und mischte und nähte, immer dachte ich: Ach, Urselchen hat mir alles verpfuscht, hat immer zu viel oder zu wenig gerührt, immer zu stark oder zu locker gebunden, hat immer zuviel gelacht! Aber Regina würde ganz genau halb und halb mischen, würde weder hart noch lose knüpfen, würde wunderbar sorgen. Sie wäre das Ideal einer Apothekers- oder Doktorsfrau. In Urselchen habe ich mich getäuscht. Hier sicher nicht...

(Fortsetzung folgt).

Berglied.

Nachdruck verboten.

Novelle von Gerolamo Kovetta. Autorisierte Uebersetzung von Elisabeth Klein, Birmingen.

(Fortsetzung).

Als Felicita und Febo wieder auf der Straße standen, war schon die Nacht hereingebrochen. Ihr Plaudern verstummte. Sie lauschten gemeinsam den tausend Stimmen dieser Einsamkeit, die sie so tief und harmonisch noch niemals erlebt hatten...

Doch nun wehte ein kalter Wind von den Bergen herab, Felicita schauerte, vielleicht auch, weil sie sich beim Sprechen über das warme Feuer gebeugt hatte und nun die kühle Nachtluft doppelt empfand, und hüllte sich, so sehr sie es vermochte, in ihren Plaid. Febo, des rauhen Windes und der späten Stunde wegen ein wenig beunruhigt, preßte, von dem Wunsche getrieben, bald am Ziel zu sein, ihren Arm in den seinen, beschleunigte seine Schritte, sie beinahe tragend, und schwieg. Er blickte nach den Lichtern des Dörfleins, die bei einer Biegung der Straße vor ihnen aufgetaucht waren und bald nahe, bald ferne schienen, als ob sie seiner Ungeduld spotten und doch wieder zärtlich rufend, freundlich einladend, ihnen entgegenleuchten wollten.

Sie erreichten die ersten Häuser des Dorfes, fast ohne es zu gewahren. Alles schweigsam, alles still ringsum. Da und dort ein Licht hinter den Doppelscheiben der gewohnten Fensterchen, der gewohnten Häuschen, kaum ein leises Geräusch.

Plötzlich vernahmen sie die Stimme Rinettos, und fast gleichzeitig fiel ein Lichtstreifen über die Dorfstraße. Rinetto kam ihnen entgegen in Begleitung von Job, der eine Laterne des Automobils trug.

„Freunde,“ schrie ihnen Rinetto mit Pathos schon von weitem zu, „wir sind geleimt! Das einzige Hotel des Dorfes so voll wie ein Ei!“

Und er fuhr, näbertretend, fort, während er die Gesichter der Marchesa und Febos etwas unruhig forschend betrachtete: „Nicht ein Bett zu haben! Auch nicht um eine Million! Hier haben sich halb Boston und halb Philadelphia niedergelassen. Eine Art Ueberschwemmung von Quäkern, die morgen auf die Gletscher hinaufsteigen...“

„Ist es möglich? Nicht einmal eine Schlafkammer?“

„Ach was! Wo denkst du hin? Es wird viel sein, wenn sie uns ein wenig Essen übriglassen! Auch im Billardsaal sind Betten aufgeschlagen, in den drei Badeszimmern des Hotels, überall!“

„Und trotzdem! Ein Zimmer für die Marchesa werden sie uns geben müssen!“ rief Febo voll Wut, aufgeregt, gereizt, und begann wieder, Felicita eilig gegen den Gasthof zu ziehen, dessen Fenster durch die Dunkelheit vom Ende der einzigen Straße herüberleuchteten.

„Mein Bester,“ fuhr Rinetto, selbst schlechter Laune, sich umsehend und auf den Weg achtend, fort, „du

kannst glauben, daß ich gewettert habe, um ein Zimmer zu erlangen, wenigstens eines für die Marchesa! Verlorene Mühe! Kaum, daß sie antworten: Alles besetzt! Es bleibt uns nichts anderes als den Vorschlag des Hotelbesizers anzunehmen, die letzte Rettung übrigens...“

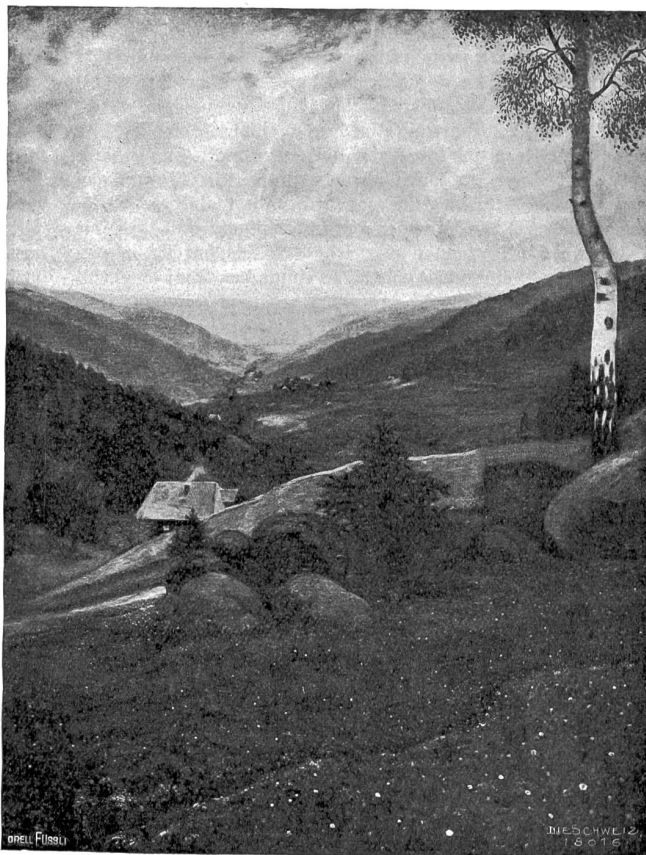
„Und das ist?“ machte Febo.

„Chez Monsieur le curé, s'il vous plait, messieurs!“

„Im Hause des Pfarrers?“

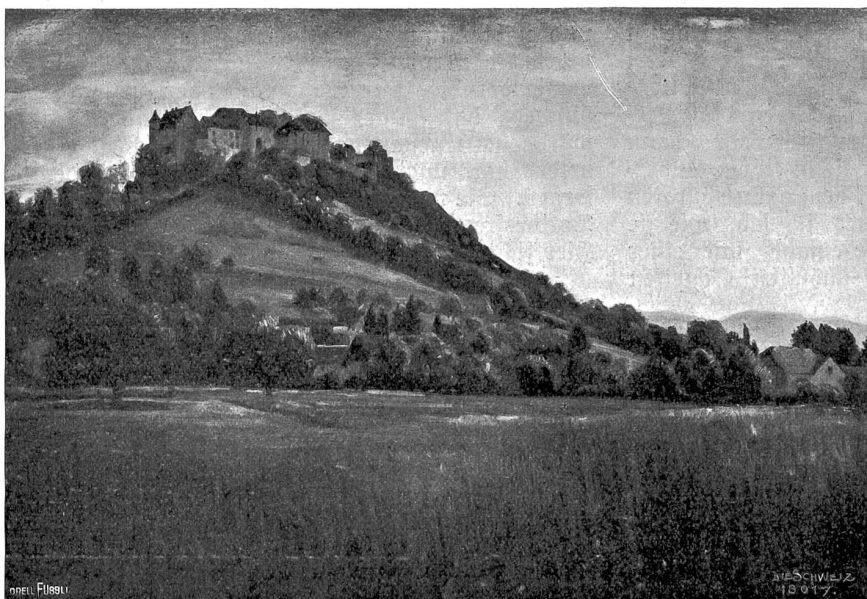
„Ja! Das Haus dort unten, fast gegenüber dem Hotel. Es scheint, als sei das Haus des Dieners Gottes so eine Art Dependance im Notfall!“

Die Marchesa hatte derweil kein Wort gesagt, war jedoch ärgerlicher als alle über diesen Zwischenfall. Sie fühlte sich körperlich so müde. Indem sie den letzten Teil des Weges



Ferdinand Schmall, Samaden.

Schweizer Landschaft.



Ferdinand Schmolli, Samaden.

mit eiligen Schritten zurückgelegt, hatte sie von nichts andern geträumt als von einem schönen Zimmer mit einem hellen Feuer und soviel Platz, um vor allem recht nach Herzenslust in den Sandkoffern wühlen zu können, und dann, dringender als nach Speise, Wärme und Bett ging ihr Verlangen nach einem guten lauwarmen Bade, nach einem langen stärkenden Bade. All ihre Instinkte, ihre Gewohnheiten, ihre raffinierten Toilettebedürfnisse, die sie in diesen Tagen in der Zerstreung durch so viele neue Begebenheiten zurückgedrängt, lehnten sich nun angesichts der Unmöglichkeit, sie zu befriedigen, auf, und der Neger, die Ermüdung, die Kälte, die Aussicht auf eine schlechte Nacht schufen ihr ein unbeschreiblich bitteres Gefühl. Beinahe hatte sie Lust, mit Febo und Kinetto Streit anzufangen und in Tränen auszubrechen... Im Hause des Pfarrers! Wie unangenehm, wie lästig! Am Ende gar Rechenschaft ablegen, Erklärungen geben, Vorstellungen? Ihr Enthusiasmus für die zierlichen Schweizerhäuser war sehr erkaltet, seit sie in den letzten Tagen Gelegenheit gehabt, in einige den Kopf hineinzu stecken. Reinlich, gewiß, und ordentlich gehalten, aber erdrückend schwül war es darin. Das waren ja wahre atemraubende Schachteln! Des Nachts in einen solchen Ort zu geraten, in dieser Höhe, nur ein einziges Hotel vorzufinden und das ohne ein unbeflehtes Zimmer! Es war die erste Unannehmlichkeit dieser Reise; aber sie war auch äußerst peinlich...

Das Hotel war wirklich besetzt und lag trotzdem ruhig und schweigend da. Das Abendessen war eben beendet. Unförmliche große Männer mit enormen Füßen, mächtigen Händen, Damen und junge Mädchen, die wie Männer ausluden, alle ermüdet und streng blickend, hielten die Table d'hôte bis zum letzten Plätzchen besetzt und schälten ernsthaft Äpfel und Birnen, fast ohne aufzusehen, kaum, daß sie einige Worte tauschten. Shawls, Plaids, Rudfäcke, Feldstecher und Baedeker überall. In jeder Ecke Bündel von Bergstöcken, Gletscherbeile in ledernen Umhüllungen und auf jedem Möbelstück Sträuße von Edelweiß und Alpenrosen. Das geräuschvolle Eintreten der schönen Marchesa und ihrer beiden Freunde, die Unbefangenheit, mit der die drei Italiener sich an ein Cöttischchen setzten und den Maitre d'hôtel und die Kellner in allen Sprachen mit Fragen bestürmten, des Essens und der Zimmer wegen, schien die bartlosen Bewohner der Ufer des Michigan zu empören. Nach wenigen Minuten, wie von einer Feder in die

Höhe geschneilt, erhoben sich alle miteinander, rafften fast hastig ihre Sachen zusammen, schritten, einer nach dem andern, mit leichtem Kopfnicken zur Türe und verschwanden wie Schatten. Niemand blieb an der Tafel, als da und dort verstreut zwei oder drei Tischgäste in Smoking und weißer Binde.

Während die Marchesa, Febo und Kinetto ihrer Mahlzeit zusprachen, erschien ein großer, dicker, stämmiger Landpfarrer mit rötlichem Gesicht und weißen Locken an den Schläfen auf der Schwelle. Er betrug sich halb schlau, halb jovial, wie ein echter italienischer Priester, und brachte die kleine Gesellschaft, die gezwungen war, seine Gastfreundschaft anzunehmen, zuletzt durch sein ungebildetes Benehmen auf. Doch war der Pfarrer kein Italiener, sondern ein echter Schweizer, ein Bündner, genau gesagt aus Oberalpstein; seit

Schloß Lenzburg (1910).

dreißig Jahren amte er hier in diesen ärmlichen Hütten ‚der letzten Etappe bis zum Paradiese‘. Der gute Mann, der mit jedem Worte, mit jeder Gebärde seine Begabung zu einem Gastwirte eher als seinen kirchlichen Beruf erraten ließ, hatte sich selbst vorgestellt, halb französisch, halb romanisch redend und dazwischen etwas italienisch radebrechend. Er zeigte sich schon sehr gut unterrichtet; eine Bemerkung über die Herrschaften ließ sich auf die Erklärungen, die Job in das Fremdenbuch eingetragen, zurückführen, das übrige hatte der schlaue Pfarrer erraten und schien mehr als zufrieden, in seinem dürftigen Häuschen ‚einer so vornehmen Gesellschaft‘ Obdach gewähren zu dürfen.

„Und, wenn es der Dame genehm ist, mit mir zu gehen, so werde ich mir erlauben, Ihnen meinen Neffen, Don Arcangelo, vorzustellen, der ausgezeichnet italienisch spricht, da er vier Jahre lang im Priesterseminar zu Mailand studiert und von dem damaligen Erzbischof, Mons. Calabiana, die Priesterweißen empfangen hat.“

Febo und die Marchesa, immer unangenehmer berührt, antworteten nicht, und so mußte denn Kinetto ein paar Worte reden.

„Wie kommt es, daß ein Neffe von Ihnen, auch ein Schweizer, wie ich annehme, nach Mailand gegangen ist, um Priester zu werden?“

„Wissen Sie, es ist ein altes Vorrecht der Diözese von Chur, fünfundzwanzig Geistliche an das treffliche Seminar in Mailand senden zu dürfen, eine Bestimmung, die bis ins Mittelalter zurückgeht.“

Als sie die Straße überschritten, um vom Hotel in das Pfarrhaus zu gelangen, bemerkten alle, daß der Wind noch stärker und kälter als vorher wehte, und sobald Felicita den Fuß in den kleinen Vorplatz gesetzt, empfand sie ein Gefühl von Wärme und Trost, das die üble Vorahnung, mit der sie den Vorschlag angenommen, beinahe vollständig zerstreute. Luft gab es freilich nicht gar viel in dieser Kiste aus Tannen- und Lärchenstämmen; dafür atmete man den Duft eines Tannenwaldes ein.

Der Ruduck streckte just das Köpfchen aus der alten Uhr in der Ecke und hieß die Gäste mit zehn festlichen „Ruduck“ willkommen. Die alte Perpetua, die mit einem Lämpchen herbeigeilt war, bemühte sich nach Kräften, den Ankommenden ihre Mäntel und alles, was sie in den Händen hatten, abzu-

nehmen, und ein weißes Hündchen, häßlich zwar, doch von freundlichem, zutraulichem Aussehen, tänzelte schweifwedelnd und vergnügt um die Marchesa herum ... Auf die Bitten des Pfarrers schritt Felicita auf dem schmalen Korridor weiter bis zu einem Lichtstreifen, der aus einer halbgeschlossenen Türe drang, öffnete und trat ein. Der erste Gegenstand, auf den ihr Auge in dem freundlichen Wohnzimmer fiel, war ein Harmonium aus schwarzem Holz, das geöffnet in einer Ecke stand, und Stöße von Musikalien, die auf den Möbeln und dem Fußboden verstreut lagen. Einem leichten Aufschrei, fast einem Stöhnen folgend, wandte sich Felicita zur Seite und gewahrte einen jungen Geistlichen, den Neffen des Pfarrherrn. Eintretend und seinen Gästen Stühle anbietend, stellte dieser nun eilig und mit großer Ungezwungenheit vor:

„Diese Herrschaften, alle aus Mailand, und Don Arcangelo, mein Neffe und Gehilfe in der Gemeinde, ein wenig Mailänder auch er ... wie ich Ihnen schon erklärt habe.“

Don Arcangelo stand hochaufgerichtet neben dem Tische, die Marchesa unwerwandt anblickend, als ob er ihr die Hände entgegenstrecken wolle. In seinem Auge malte sich Staunen, Verlegenheit, Furcht und vor allem Jubel, seliger, fast kindlicher Jubel!

Er war mittelgroß, eher schwächling, mit blassem, etwas hagern Gesicht, großen tiefblauen Augen, von würdigem edelm Aussehen. Auf der hohen edeln Stirne lag wildes, dichtes, kastanienbraunes Haar, ein wahrer Wald von Haaren. Auch die beiden Hände, die sich eine Sekunde lang gegen sie erhoben, hatten Felicita schwächling und edel geschienen, weiß wie die Tasten des Harmoniums, und bei jener Gebärde hatten sie in den weiten Ärmeln des schwarzen Gewandes gebekt.

Ein verlegenes Schweigen war entstanden.

Der Pfarrer stellte eine große Schale mit kleinen, aber



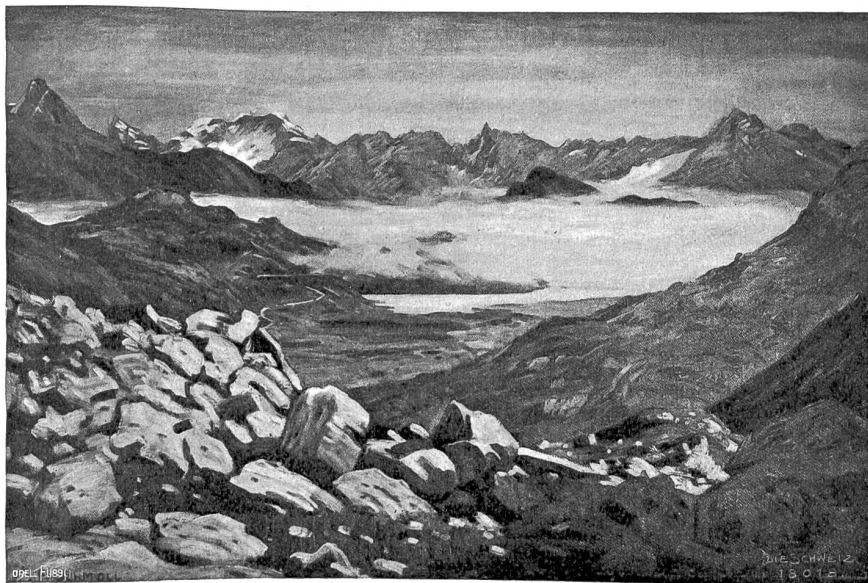
Ferdinand Schmall, Samaden.

Abend in den Alpen.

fein duftenden Bergerdbeeren auf den Tisch und ordnete einen prächtigen Strauß blasser, würzig riechender Cyclamen in einem fremdartigen, bräunlichen, irdenen Gefäß. Die alte Magd hatte eine Flasche alten Weltliner Wein, rot wie Rubin, gebracht; der Herr Pfarrer goß davon in mit Arabesken verzierte Gläser und bestand darauf, daß alle kosten mußten. Er selber trank zuerst in kleinen Zügen, sich als treuen Verehrer zeigend. Um den jungen Priester nicht immer ansehen zu müssen, blickte die Marchesa sich in dem Zimmer um, betrachtete all die sonderbaren Gegenstände, die in diesem kleinen Salon angehäuft waren, von dem mächtigen eingemauerten Ofen, der den vierten Teil des Raumes einnahm, bis zu dem kleinen Nest über der Türe, das — wie der Pfarrer erklärte — die Schwalben seit sieben Jahren hier bauten, gerade hier innen, bald durch das Fenster, bald durch den Korridor einfliegend, wie wenn sie hier zu Hause wären. Nachdem er sein Glas mehrere Male gefüllt und wieder geleert hatte, bat der zutrauliche Pfarrer, sich zurückziehen zu dürfen. Der folgende Tag war ja Sonntag, und um sechs Uhr mußte der Geistliche auf den Berg hinauf, um die große Messe in der Kapelle bei den Hirten zu lesen. Er hatte fast eine Stunde auf einem steilen, anstrengenden Feldweg, einem richtigen Ziegenpfade, zu gehen. Aber den Sommer über mußte man diesen armen Leuten, die dort oben verbannt waren, doch eine Messe lesen!

„Auch die Herrschaften werden müde sein, werden früh aufstehen wollen. Jedoch, wie es Ihnen gefällt. Und, auf jeden Fall, noch einen Tropfen, Signora! Erlauben Sie, in diesem Lande macht der Wein Blut. Arcangelo, nun ja, der will sozusagen nichts davon wissen; aber er — er ist heiliger als ich! Und dann: er hat keine Musik!“

Als der alte Plauderer sich entfernt, nachdem er der Magd



Ferdinand Schmall, Samaden.

Am Berninapaf.

noch befohlen, die Gäste in ihre Zimmer zu geleiten, wandte sich Felicitä, befürchtend, daß das unbehagliche Schweigen des ersten Augenblickes sich erneuere, an den jungen Pfarrer und fragte mit einem Blick auf das Harmonium:

„Sind Sie Musiker?“

„Ja,“ antwortete dieser. Und dieses Ja wurde in fast stolzem Tone gesagt, sodaß er, im Gefühle, freundlicher sein zu müssen, hinzufügte: „Oder doch begeistert für die Musik.“

Dann, als ob er einer Einladung zuvorkommen wolle, trat er an das Harmonium, setzte sich und legte die Hände auf die Tasten. Ohne Noten vor sich zu haben, ohne jemand anzureden, wie mit sich selbst sprechend, sagte er, während er kaum die Tasten berührte:

„Ich habe heute versucht, den bescheidensten und tiefsten Dichter der Bibel, Hiob, in seinem Buch des Todes in Musik zu setzen; doch noch liegt nicht seine ganze erhabene Traurigkeit darin und auch nicht seine ganze Ergebung...“

In diesem kleinen, mit Holz getäfelten Zimmer hatte das Harmonium einen eigenen Wohlklang und Töne, die in nie gehörten schmachtenden Seufzern erloschen. Der junge Geistliche deutete die Verse des Psalms mit halber Stimme in der

alten romanischen Sprache des Tales an, und seine schlanken, weißen Hände entlockten dem Instrument Töne von unsäglichlicher Trauer, doch ohne Verzweiflung und in einem äußerst originellen Rhythmus, der an keine andere Musik, an keine Schule erinnerte.

„L'uman, nad dalla donna, vis da court età e vegu impli de diversas miserias. El comparà sco una fluor, vegu taglià jo e svanisca, sco la sumbriva...“ (Buch Hiob, 14. Kap., 1. und 2. Vers: Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, gehet auf wie eine Blume und fällt ab, fliehet wie ein Schatten und bleibt nicht).

Das letzte Bild, das der abgebrochenen Blume, die wie ein Schatten entschwindet, hatte den Musikzierenden zu einer längern feierlichen Elegie begeistert, die sich alsbald in eine einfache, innige Melodie auflöste. Im letzten Satze dann jubelte ein Lied zum Lobe der Berge: in seinen Tönen lagen all die Stimmen, der ganze herbe Hauch der Alpenwelt; es war, als fielen die Mauern bei diesen Klängen, als eilten die Seelen aus dem engen Stübchen hinaus, um sich zu den unbezwingbaren ewigen Firnen hinaufzuschwingen...

(Schluß folgt).



«Tanagräerin» in der Zürcher Archäolog. Sammlung.

Von Tanagrafigürchen in der Schweiz.

Mit drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von S. Fohs, Zürich.

Tanagra! Man braucht den Namen dieser kleinen Landstadt im südöstlichen Boiotien bloß auszusprechen, so belebt sich gleich unsere Phantasie mit dem so reizenden Böttlein der „Tanagräerinnen“, die, seit dem heimlichen Beginn der Grabungen anno 1870, viele Jahre hindurch den Gräbern des einst durch seine Tonindustrie berühmten Städtchens entstiegen. Mächtiges Aufsehen erregte seinerzeit ihr Hervortreten, selten haben sich Werke des Altertums so rasch in die allgemeine Gunst gesetzt wie gerade diese Zierlichkeiten aus gebranntem Ton; jedermann kennt sie, jedermann liebt sie, in allen großen Museen sind sie zahlreich vertreten, ihrer viele auch haben den Weg in die Sammlungen von Kunstliebhabern gefunden, nur zu bald vermischt mit unechten Schwestern, die eine geschäftige Industrie den echt antiken Stücken beigeßelte. Ihnen zur Seite stellten sich, rund zehn Jahre später, etwas jüngere Genossinnen aus Kleinasien, aus Myrina; eine reiche Auswahl birgt das Louvre-Museum, das Haus Sadaune in Paris bietet zu billigstem Preis die feinsten Nachbildungen feil. Auch unter den nicht allzu vielen Originalantiken der Zürcher Archäologischen Sammlung (sie haben vor zwei Jahren bei Anlaß der Versteigerung der Privatammlung von Dr. Hommel durch drei glückliche Ankäufe eine wertvolle Bereicherung erfahren) ragen ein paar ausgezeichnete Tanagra'sche Terrakotten hervor, deren Erwerbung Prof. Karl Diltgen, der im Winter 1875/76 in Griechenland weilte, und seinem Reisegefährten Dr. Fr. Imhoof-Blumer zu danken ist. Als Reinhard Kekule von Stradonitz, der jüngst verstorbene Berliner Archäologe, die Herausgabe eines eigentlichen „Corpus“ der antiken Tonfiguren in allzu vielen Originalen voranzuschicken: „Bei dem gerechten Ruhm, den diese Tanagräischen Statuetten bereits genießen, bei der lebhaften Bewunderung, die sie in allen Kreisen von Künstlern und Archäologen und überhaupt bei allen finden, die für klassische Schönheit empfänglich sind, bei der großen Bedeutung, die sie für Kunstübung und Kunstindustrie gewinnen können, schien es an sich wünschenswert, die Bekanntmachung dieser Blätter nicht noch auf Jahre hinaus bis zur Gesamtpublikation des diese Abteilung (die Funde von Tanagra) umfassenden Bandes zu verschieben, sondern, wenigstens mit einer Auswahl, schon jetzt hervorzutreten. Es schien dies zugleich ein eminent wissenschaftliches Interesse, damit eine klare Einsicht in diese eigentümlich schöne und lehrreiche Gattung sich rasch verbreite und jeder die Folgerungen ziehen könne, die sich daraus schon jetzt für Auffassung und Geschichte der griechischen Kunst ergeben...“ So Kekule unter dem 8. August 1877. In dieser ersten Auslese aber, die sich beschränkte auf 17 Tafeln mit 18 Objekten, figurieren ja schon Hauptstücke der Zürcher Sammlung: die farbigen Tafeln IV und V führen die vier allerliebsten ballspielenden Grotten vor in Originalgröße, dazu Tafel XII, gleichfalls aus der Zürcher Sammlung, das auf einem Felsen sitzende Mädchen (Nymphen oder Muse?) und Tafel VI die „Knöchelspielerin“ im Besitz von Dr. Imhoof, der nach Kekule „die Krone der Schönheit gebührt“. Auch im „Corpus“